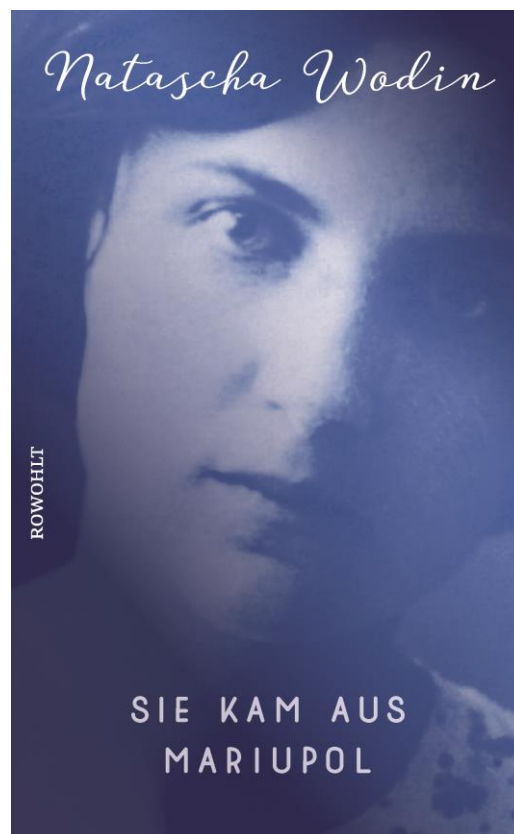


Leseprobe

Natascha Wodin
Sie kam aus Mariupol

Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2017
ISBN 978-3-498-07389-3

S. 9-17, 38-47



Dass ich den Namen meiner Mutter in die Suchmaschine des russischen Internets eintippte, war nicht viel mehr als eine Spielerei. Im Lauf der Jahrzehnte hatte ich immer wieder versucht, eine Spur von ihr zu finden, ich hatte ans Rote Kreuz und andere Suchdienste geschrieben, an einschlägige Archive und Forschungseinrichtungen, an wildfremde Leute in der Ukraine und in Moskau, ich hatte in verbliebenen Opferlisten und Karteien gesucht, aber es war mir nie gelungen, auch nur die Spur einer Spur zu finden, einen noch so vagen Beweis für ihr Leben in der Ukraine, ihre Existenz vor meiner Geburt.



Im Zweiten Weltkrieg hatte man sie als Dreiundzwanzigjährige zusammen mit meinem Vater aus Mariupol zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert, ich wusste nur, dass beide in einem Rüstungsbetrieb des Flick-Konzerns in Leipzig eingesetzt waren. Elf Jahre nach Kriegsende hatte meine Mutter sich in einer westdeutschen Kleinstadt das Leben genommen, unweit einer Siedlung für Heimatlose Ausländer, wie man die ehemaligen Zwangsarbeiter damals

nannte. Außer meiner Schwester und mir gab es wahrscheinlich auf der Welt keinen einzigen Menschen mehr, der sie noch gekannt hatte. Und auch wir, meine Schwester und ich, hatten sie eigentlich nicht gekannt. Wir waren Kinder, meine Schwester gerade erst vier, ich zehn Jahre alt, als sie an einem Oktobertag im Jahr 1956 wortlos die Wohnung verließ und nicht wiederkam. In meiner Erinnerung war sie nur noch ein Schemen, mehr ein Gefühl als eine Erinnerung.

Inzwischen hatte ich meine Suche nach ihr längst aufgegeben. Sie war vor über neunzig Jahren geboren und hatte nur sechsunddreißig Jahre gelebt, nicht irgendwelche Jahre, sondern die Jahre des Bürgerkriegs, der Säuberungen und Hungerkatastrophen in der Sowjetunion, die Jahre des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus. Sie war in den Reißwolf zweier Diktaturen geraten, zuerst unter Stalin in der Ukraine, dann unter Hitler in Deutschland. Es war eine Illusion, Jahrzehnte später in dem Ozean vergessener Opfer die Spur einer jungen Frau zu finden, von der ich nicht viel mehr wusste als den Namen.

Als ich diesen Namen in einer Sommernacht des Jahres 2013 ins russische Internet eingegeben hatte, lieferte mir die Suchmaschine prompt ein Resultat. Meine Verblüffung dauerte nur wenige Sekunden. Ein erschwerender Umstand meiner Suche hatte immer schon darin bestanden, dass meine Mutter einen ukrainischen Allerweltsnamen hatte, es gab Hunderte, wahrscheinlich Tausende von Ukrainerinnen, die hießen wie sie. Zwar trug die mir auf dem Bildschirm angezeigte Person auch den Vatersnamen meiner Mutter, sie war ebenfalls eine Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, doch auch Jakow, der Name des Vaters meiner Mutter, war so verbreitet, dass mein Fund nichts zu bedeuten hatte.

Ich öffnete den Link und las: Iwaschtschenko, Jewgenia Jakowlewna, Geburtsjahr 1920, Geburtsort Mariupol. Ich starrte auf den Eintrag, er starrte zurück. So wenig ich über meine Mutter auch wusste, ich wusste, dass sie 1920 in Mariupol geboren war. Sollte es möglich sein, dass in einer kleinen Stadt wie dem damaligen Mariupol in einem Jahr zwei Mädchen mit demselben Vor- und Nachnamen zur Welt gekommen waren, deren Väter beide Jakow hießen?

Obwohl das Russische meine Muttersprache war, die ich im Lauf meines Lebens nie ganz verloren hatte und die ich seit meinem Umzug ins Nachwende-Berlin wieder fast täglich sprach, war ich nicht sicher, ob ich wirklich den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm las oder ob mir dieser Name vielleicht nur wie eine Fata Morgana in der Wüste erschien, die das russische Internet für mich war. Hier wurde ein Russisch gesprochen, das ich beinahe als Fremdsprache erlebte, ein Newspeak, das sich rasant veränderte, ständig neue Vokabeln hervorbrachte, sich täglich mit neuen Amerikanismen vermengte, deren Herkunft sich nach der Transkription ins Kyrillische oft kaum noch erkennen ließ. Auch die Seite, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, hatte einen englischen Namen, sie hieß «Azov's Greeks». Ich wusste, dass Mariupol am Asowschen Meer lag, aber woher kamen plötzlich die «Asowschen Griechen»? Noch nie hatte ich von irgendeinem Zusammenhang zwischen der Ukraine und Griechenland gehört. Wäre ich Engländerin gewesen, hätte ich sehr treffend sagen können: *It's all Greek to me.*

Über Mariupol wusste ich zu dieser Zeit so gut wie nichts. Auf der Suche nach meiner Mutter war es mir nie in den Sinn gekommen, mich über die Stadt kundig zu machen, aus der sie stammte. Mariupol, das vierzig Jahre lang Shdanow hieß und erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wieder seinen

alten Namen erhielt, blieb ein innerer Ort für mich, den ich niemals dem Licht der Wirklichkeit aussetzte. Seit jeher war ich im Ungefähren zu Hause, in meinen eigenen Bildern und Vorstellungen von der Welt. Die äußere Wirklichkeit bedrohte dieses innere Zuhause, und deshalb wich ich ihr nach Möglichkeit aus.

Mein ursprüngliches Bild von Mariupol war davon geprägt, dass in meiner Kindheit niemand zwischen den einzelnen Staaten der Sowjetunion unterschied, alle Bewohner ihrer fünfzehn Republiken galten als Russen. Obwohl Russland im Mittelalter aus der Ukraine hervorgegangen war, aus der Kiewer Rus, die man die Wiege Russlands nannte, die Mutter aller russischen Städte, sprachen auch meine Eltern so über die Ukraine, als wäre sie ein Teil von Russland – dem größten Land der Welt, sagte mein Vater, ein gewaltiges Reich, das von Alaska bis nach Polen reichte und ein Sechstel der gesamten Erdoberfläche einnahm. Deutschland war dagegen nur ein Klecks auf der Landkarte.

Das Ukrainische ging für mich im Russischen auf, und wenn ich mir meine Mutter in ihrem früheren Leben in Mariupol vorstellte, sah ich sie immer im russischen Schnee. Sie ging in ihrem altmodischen grauen Mantel mit dem Samtkragen und den Samtstulpen, dem einzigen Mantel, den ich je an ihr gesehen hatte, durch dunkle, eisige Straßen in irgendeinem unermesslichen Raum, durch den seit Ewigkeiten der Schneesturm fegte. Der sibirische Schnee, der ganz Russland und auch Mariupol bedeckte, das unheimliche Reich der ewigen Kälte, in dem die Kommunisten herrschten.

Meine kindliche Vorstellung vom Herkunftsort meiner Mutter überdauerte Jahrzehnte in meinen inneren Dunkelkammern. Auch als ich längst wusste, dass Russland und die

Ukraine zwei verschiedene Länder waren und die Ukraine rein gar nichts mit Sibirien zu tun hatte, berührte das mein Mariupol nicht – obwohl ich nicht einmal Gewissheit darüber besaß, ob meine Mutter wirklich aus dieser Stadt kam oder ob ich ihr Mariupol angedichtet hatte, weil mir der Name so gut gefiel. Manchmal war ich mir nicht einmal mehr sicher, ob es eine Stadt dieses Namens überhaupt gab oder ob sie eine Erfindung von mir war wie so vieles andere auch, das meine Herkunft betraf.

Eines Tages, als ich beim Blättern in einer Zeitung auf den Sportteil stieß und schon weiterblättern wollte, fiel mein Blick auf das Wort Mariupol. Eine deutsche Fußballmannschaft, so las ich, war in die Ukraine gereist, um gegen Iljitschewez Mariupol zu spielen. Allein die Tatsache, dass die Stadt eine Fußballmannschaft hatte, war so ernüchternd, dass mein inneres Mariupol sofort zerbröckelte wie ein modriger Pilz. Nichts auf der Welt interessierte mich weniger als Fußball, aber ausgerechnet der stieß mich zum ersten Mal auf das wirkliche Mariupol. Ich erfuhr, dass es sich um eine Stadt mit ausgesprochen mildem Klima handelte, eine Hafenstadt am Asowschen Meer, dem flachsten und wärmsten Meer der Welt. Es war von langen und weiten Sandstränden die Rede, von Weinhängeln, endlosen Sonnenblumenfeldern. Die deutschen Fußballer stöhnten unter den Sommertemperaturen, die sich der Vierzig-Grad-Marke näherten.

Die Wirklichkeit erschien mir viel unwirklicher als meine Vorstellung von ihr. Zum ersten Mal seit ihrem Tod wurde meine Mutter zu einer Person außerhalb von mir. Statt im Schnee sah ich sie plötzlich in einem leichten, hellen Sommerkleid auf einer Straße von Mariupol gehen, mit nackten Armen und Beinen, die Füße in Sandalen. Ein junges Mäd-

chen, das nicht am kältesten und dunkelsten Ort der Welt aufgewachsen war, sondern in der Nähe der Krim, an einem warmen südlichen Meer, unter einem Himmel, der vielleicht dem über der italienischen Adria glich. Nichts erschien mir so unvereinbar wie meine Mutter und Süden, meine Mutter und Sonne und Meer. Ich musste alle meine Vorstellungen von ihrem Leben in eine andere Temperatur, in ein anderes Klima übertragen. Das alte Unbekannte, es hatte sich in ein neues Unbekanntes verwandelt.

Ein reales Winterbild von Mariupol aus der Zeit, als meine Mutter dort lebte, zeigte mir Jahre später eine russische Novelle, deren Titel ich vergessen habe: *Hinter dem Fenster des Hotel Palmyra fiel nasser Schnee. Hundert Schritte weiter das Meer, von dem ich nicht zu sagen wage, dass es rauschte. Es gluckste, röchelte, das flache, unbedeutende, langweilige Meer. Ans Wasser angeschmiegt das unscheinbare Städtchen Mariupol mit seinem polnischen Kościół und seiner jüdischen Synagoge. Mit seinem stinkenden Hafen, seinen Lagerschuppen, mit dem löchrigen Zelt eines Wanderzirkus am Strand, mit seinen griechischen Tavernen und der einsamen, matten Laterne vor dem Eingang des erwähnten Hotels.* Es kam mir vor wie eine intime Mitteilung über meine Mutter. Das alles hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Bestimmt war sie irgendwann einmal am Hotel Palmyra vorbeigegangen, vielleicht in ihrem grauen Mantel, vielleicht in demselben nassen Schnee, mit dem Gestank des Hafens in der Nase.

Auf der Internetseite, auf der ich nun gelandet war, erfuhr ich erneut Erstaunliches über Mariupol. Zu der Zeit, als meine Mutter dort geboren wurde, war die Stadt noch stark geprägt von der griechischen Kultur. Im 18. Jahrhundert hatte Katharina die Große es den christlichen Griechen aus dem damaligen Krimkhanat geschenkt. Erst nach der Mitte

des 19. Jahrhunderts durften sich wieder andere Ethnien in dem damaligen Marioupoli ansiedeln. Bis zum heutigen Tag lebt eine griechische Minderheit in der Stadt, und der Name meiner Mutter hatte mich aus irgendwelchen Gründen in ein Forum für griechischstämmige Ukrainer geführt. In mir regte sich ein dumpfer Verdacht. Ich hatte nur eine sehr dünne, kaum noch lesbare Erinnerung an das, was meine Mutter über ihr Leben in der Ukraine erzählt hatte, aber in meinem Gedächtnis hatte sich festgesetzt, dass ihre Mutter eine Italienerin gewesen war. Natürlich konnte ich mir nach der langen Zeit nicht sicher sein, ob es sich wirklich um eine Erinnerung handelte oder um irgendeine zufällige Ablagerung in meinem Gehirn. Vielleicht, das erschien mir am wahrscheinlichsten, hatte ich mir schon als Kind eine italienische Großmutter erdichtet und zum Gegenstand meiner abenteuerlichen Lügengeschichten gemacht, vielleicht war die italienische Großmutter dem einst heißen Wunsch entsprungen, meiner russisch-ukrainischen Haut zu entkommen, etwas anderes zu sein, als ich war. Jetzt fragte ich mich, ob ich mich womöglich nur insofern falsch erinnerte, als die Mutter meiner Mutter keine Italienerin, sondern Griechin gewesen war. Lag das nicht nahe angesichts dessen, was ich jetzt, erst jetzt über Mariupol erfahren hatte? Hatte die Griechin sich in meinem Gedächtnis mit der Zeit unmerklich in eine Italienerin verwandelt, vielleicht deshalb, weil Italien schon in meiner Jugend zu einem Sehnsuchtsort für mich geworden war?

Mir schien, als wäre ich in ein neues Dunkel meiner Herkunft eingetreten, als wurzelte ich plötzlich in einem noch fremderen, endgültig nicht mehr erkennbaren Grund. Ich starrte auf den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm und hatte dabei das Gefühl, dass die notdürftige Identität,

die ich mir im Lauf meines Lebens zusammengebastelt hatte, zerplatzte wie eine Seifenblase. Für einen Moment löste sich alles um mich herum auf. Meine Sicherheit fand ich erst in dem Gedanken wieder, dass die griechischen Wurzeln der entdeckten Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko für mich nur insofern von Bedeutung waren, als sie den Beweis dafür erbrachten, dass es sich bei dieser Frau nicht um meine Mutter handeln konnte. Niemals, dessen war ich mir sicher, hatte ich von meiner Mutter das Wort *greki* gehört, es wäre damals, in unserer abgeriegelten, armseligen Barackenwelt, haften geblieben als etwas Außerordentliches und Exotisches – obwohl ich schwer glauben konnte, dass meine Mutter die griechische Vergangenheit ihrer Heimatstadt nie erwähnt haben sollte, schließlich hatte ich den historischen Hintergrundinformationen des Forums entnommen, dass das Griechische in ihrer Lebenszeit in Mariupol noch sehr gegenwärtig gewesen war.

Ich versprach mir nichts davon, zu oft waren meine Nachforschungen ins Leere gelaufen, aber da «Azov's Greeks» auch eine Plattform für die Suche nach Angehörigen bot, beschloss ich, trotzdem eine Nachricht zu hinterlassen. Um etwas schreiben zu können, musste ich mich allerdings erst registrieren. Auf einer russischen Internetseite hatte ich das noch nie gemacht, es kam mir unwahrscheinlich vor, dass ich diese technische Hürde meistern würde, aber zu meiner Überraschung ging alles sehr einfach, viel einfacher als auf deutschen Internetseiten. Bereits nach einer Minute war der Zugang freigeschaltet.

In die Suchanfrage konnte ich nicht viel mehr hineinschreiben als den Namen meiner Mutter und ihren Herkunftsort. Ihrem Vatersnamen, Jakowlewna, ließ sich entnehmen, dass ihr Vater Jakow geheißen hatte, aber schon

den Mädchennamen ihrer Mutter kannte ich nicht mehr. Ich wusste, dass sie einen Bruder und eine Schwester gehabt hatte, aber auch deren Namen kannte ich nicht. Ich besaß eine ukrainische Heiratsurkunde, aus der hervorging, dass meine Mutter im Juli 1943 in dem von deutschen Truppen besetzten Mariupol meinen Vater geheiratet hatte. Auf einer vom Arbeitsamt Leipzig ausgestellten Arbeitskarte stand, dass sie 1944 zusammen mit meinem Vater nach Deutschland deportiert worden war. Das war alles, was ich über sie wusste.

Und die Frage war, nach wem ich eigentlich suchte. Es war so gut wie ausgeschlossen, dass ihre Geschwister noch lebten, es sei denn, sie waren in einem biblischen Alter. Selbst deren Kinder, sofern sie welche hatten, meine potenziellen Cousinen und Cousins, mussten schon in fortgeschrittenem Alter sein, ähnlich wie ich selbst. Sie konnten meine Mutter kaum noch gekannt haben, und es war fraglich, ob sie überhaupt von ihrer Existenz wussten, ob ihnen jemand von ihr erzählt hatte. Damals und noch Jahrzehnte später war es gefährlich, mit einem Menschen wie meiner Mutter verwandt zu sein, mit jemandem, der sich womöglich freiwillig hatte nach Deutschland deportieren lassen oder dem es zumindest nicht gelungen war, sich der Zwangsarbeit für den Kriegsfeind zu entziehen, notfalls durch Selbstmord, wie Stalin es von wahren Patrioten forderte. Von solchen Verwandten, die als Vaterlandsverräter galten, erzählte man damals seinen Kindern nicht, man wollte sie nicht gefährden.

Früher mussten meine Finger sich beim Tippen russischer Texte auf eine kyrillische Tastatur umstellen und auf mühsame Buchstabensuche gehen, jetzt konnte ich die Texte mit Hilfe eines wundersamen Computerprogramms auf der gewohnten lateinischen Tastatur tippen – das Pro-

höher stehenden westeuropäischen Zwangsarbeitern unterschied.

Je länger ich recherchierte, auf desto mehr Ungeheuerlichkeiten stieß ich, von denen bisher kaum jemand gehört zu haben schien. Nicht nur ich selbst war in vielem immer noch ahnungslos, auch von meinen deutschen Freunden, die ich für aufgeklärte, geschichtsbewusste Menschen halte, wusste niemand, wie viele Nazi-Lager es früher auf deutschem Reichsgebiet gegeben hatte. Die einen gingen von zwanzig aus, andere von zweihundert, einige wenige schätzten zweitausend. Nach einer Studie des Holocaust Memorial Museums in Washington belief sich die Zahl aber auf 42 500, die kleinen und die Nebenlager nicht mitgerechnet. 30 000 davon waren Zwangsarbeiterlager. In einem Interview mit der «ZEIT», das am 4. März 2013 erschien, sagte der amerikanische Historiker Geoffrey Megargee, der an der Studie mitgearbeitet hatte: Die horrenden Zahl der Lager bestätige, dass nahezu allen Deutschen die Existenz dieser Lager bekannt gewesen sei, selbst wenn sie das Ausmaß des Systems dahinter nicht begriffen oder nicht in jedem Fall über die Umstände in den Lagern Bescheid gewusst hätten. Es war die alte Geschichte: Niemand hatte etwas gewusst. Obwohl das mit 42 500 und mehr Lagern überzogene Land ein einziger Gulag gewesen sein muss.

Ich verirrte mich immer tiefer in der Weltgeschichte, in den gespenstischen Tragödien des 20. Jahrhunderts. Die Berichte über die Zwangsarbeit im Dritten Reich waren voller blinder Flecken, Ungereimtheiten und Widersprüche. Mein Thema entglitt mir zusehends, wuchs mir über den Kopf. War es nicht ohnehin schon zu spät, so fragte ich mich, würde mein Atem überhaupt noch reichen, um diesem gewaltigen Stoff gerecht zu werden? Und gab es über-

haupt Worte für alles das, Worte für das Leben meiner in der Anonymität verschollenen Mutter, deren Schicksal für das von Millionen anderer stand?

«Azov's Greeks» hatte ich längst vergessen, da erreichte mich erneut eine E-Mail mit den seltsamen Hieroglyphen in der Absenderzeile, hinter denen sich Konstantin mit dem griechischen Nachnamen verbarg. Ich las:

Sehr geehrte Natalia Nikolajewna!

Ich habe noch einmal nachgesehen und bin zu dem Schluss gekommen, dass es sich bei der in unserem Archiv verzeichneten Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko mit großer Wahrscheinlichkeit doch um Ihre Mutter handelt. Lassen Sie mich von fernher beginnen. Im 19. Jahrhundert lebte in Mariupol ein ukrainischer Großgrundbesitzer aus der Tschernigowschtschina, ein Adeliger namens Epifan Jakowlewitsch Iwaschtschenko. Das war Ihr Urgroßvater. Wahrscheinlich gehörte er zu den ersten Nichtgriechen, die sich zu dieser Zeit in Mariupol ansiedelten, damals noch ein kleines Kaufmannsstädtchen von kaum fünftausend Einwohnern am Asowschen Meer. Er kaufte für sich und seine Familie ein Haus in der Mitropolitkaja-Straße, wurde Hofrat, Schiffseigner und Direktor der Hafenzollbehörde. Im Lauf der Zeit erwarb er mehrere Immobilien in der Stadt, eröffnete einige Geschäfte und kam zu hohem Ansehen. Er war mit einer Anna von Ehrenstreit verheiratet, von der wir nur wissen, dass sie aus dem baltendeutschen Landadel stammte und laut Kirchenbucheintrag von 1845 bis 1908 gelebt hat.

Ihre Urgroßeltern hatten sechs Kinder, zwei Jun-

gen und vier Mädchen. Der älteste Sohn war Jakow, Ihr Großvater, der Vater Ihrer Mutter. Sein jüngerer Bruder Leonid ist laut Kirchenbucheintrag bereits im Alter von sechsundzwanzig Jahren an Epilepsie gestorben. Über die Schwestern Jelena und Natalia ist uns nichts bekannt, aber wir wissen, dass Olga, die dritte Schwester, mit dem bekannten Psychologen und Philosophen Georgi Tschelpanow verheiratet war, der griechische Wurzeln hatte. So ist es auch zu erklären, dass nicht nur der Name Ihrer Mutter, sondern auch Angaben zu Tschelpanows gesamter angeheirateter Familie in unser Archiv gelangt sind.

Die vierte Schwester Ihres Großvaters, Ihre Großtante Valentina, gehörte zur Crème de la Crème der Mariupoler Intelligenzia, sie ist noch heute bekannt in der Stadt. Im beiliegenden Artikel können Sie mehr über sie lesen.

Über Ihre Großmutter wissen wir leider gar nichts, nur dass sie Matilda Iosifowna hieß. Die Schwester Ihrer Mutter hieß Lidia und wurde laut Kirchenregister 1911 geboren. Der Bruder hieß Sergej und kam 1915 zur Welt. Er war Opernsänger, im Krieg sang er an der Front und wurde mit einem Orden ausgezeichnet. Die digitalisierte Ehrenurkunde finden Sie ebenfalls in der Anlage.

Vor kurzem ist ein Buch über Georgi Tschelpanow erschienen, in dem mehrfach auch von der Familie seiner Frau die Rede ist. Ihre Großtante Olga litt offenbar an einer Geisteskrankheit und hat sich mit dreiundvierzig Jahren in Moskau aus dem Fenster gestürzt. Wir werden den Autor um ein Exemplar des Buches für Sie bitten.

Die Geschwister Ihrer Mutter sind vermutlich nicht mehr am Leben. Aber auch deren Nachkommen werden nicht leicht zu finden sein, zumal der Name Iwaschtschenko weit verbreitet ist und wir von Ihrer Tante Lidia nicht mehr wissen als den Vornamen. Die Suche nach weiblichen Personen ist immer sehr erschwert, wenn man den Ehenamen nicht kennt. Deshalb schlage ich vor, dass wir unsere Suche erst einmal auf Ihren Onkel Sergej bzw. auf dessen Nachkommen konzentrieren. Für den Anfang könnten wir uns an die Redaktion der Fernsehsendung «Wart auf mich» wenden. Das ist ein sehr bekanntes Format für die Suche nach Angehörigen, das sowohl in Russland als auch in der Ukraine ausgestrahlt wird.

Ich verstand nicht, was ich las. Wer war dieser Konstantin? Irgendein Internetspuk, ein Spinner, ein Hasardeur? Wollte er mich in einer Zeit, in der es in Russland wieder in Mode gekommen war, wenigstens einen Tropfen blaues Blut in den eigenen Adern nachzuweisen, mit adeligen Vorfahren ködern, um mir dann weitere Lieferungen seines «Wissens» gegen Vorkasse zukommen zu lassen? Mir schien es völlig ausgeschlossen, dass meine Mutter aus den von ihm beschriebenen Verhältnissen stammte, aus den höheren Ständen. Die Frau, die ich gekannt hatte, gehörte nicht einmal dem niedersten Stand an, geschweige denn einem höheren. Sie war außerhalb aller Stände gewesen, ein slawischer Untermensch, eine armselige, desolante Gestalt, nach der man auf der Straße mit Steinen warf. Hätte sie jemals auch nur die Andeutung einer adeligen Herkunft gemacht, hätte ich das in meinem verzweifelten kindlichen Verlangen nach gesellschaftlicher Aufwertung gierig in mich auf-

genommen. Es war, als hätte der Schreiber der E-Mail in den Hirngespinnsten meiner Kindheit gelesen, als erzählte er mir meine Lügengeschichten von damals. Offenbar hatte ich es mit einer besonders obskuren Blüte des digitalen Dschungels zu tun.

Ich öffnete die erste Anlage und las die fett gedruckte Überschrift eines Artikels: «Valentina Epifanowna Ostolawskaja – eine unvergessene Tochter unserer Stadt». Darunter das ovale, medaillonförmige Porträtfoto einer Frau. Mir stockte der Atem. Ich kannte diese Frau, ich kannte sie schon, seit ich denken konnte. Sie war auf dem Papierfoto abgebildet, das zu Hause in meiner Schreibtischschublade lag und auf dessen Rückseite meine Mutter «Großvater und zwei Bekannte» geschrieben hatte. Die Frau, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, war noch etwas jünger, etwas schmaler, aber es handelte sich unverkennbar um dasselbe Gesicht: das der Intellektuellen mit den hohen Wangenknochen, den strengen Gesichtszügen, dem etwas hochmütigen Mund. Auch auf diesem Foto trug sie ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid und einen Zwicker auf der Nase.

Mir war, als schwankte draußen vor dem Fenster der See. Alles um mich herum war plötzlich neu und fremd. Ich starrte auf das Gesicht der Frau auf meinem Bildschirm, und langsam, wie in Zeitlupe, dämmerte mir, was das bedeutete. Dieses Foto war der unglaubliche, phantasmagorische Beweis dafür, dass die Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, auf die ich im Forum von «Azov's Greeks» gestoßen war, tatsächlich meine Mutter war. Und die mir so vertraute Frau auf dem Foto, die meine Mutter eine Bekannte genannt hatte, war in Wirklichkeit ihre Tante, eine Schwester ihres Vaters.

Atemlos überflog ich den Artikel. Ich erfuhr, dass die 1870 geborene Valentina Epifanowna ein privates Gymna-

sium für Mädchen aus mittellosen Familien gegründet hatte. Zeitlebens war sie eine Kämpferin für soziale Gerechtigkeit gewesen, hieß es, ihrem Engagement war zu verdanken, dass zahllose Mariupoler Mädchen den Zugang zu höherer Bildung fanden und dem Leben in Unwissenheit und Armut entkommen konnten. Ideell war sie eng mit ihrem Bruder Jakow, dem Vater meiner Mutter, verbunden, der Jura und Geschichte studiert und schon als Student im Untergrund mit den Bolschewiki zusammengearbeitet hatte. Mit dreiundzwanzig Jahren wurde er von der Geheimpolizei des Zaren verhaftet und für zwanzig Jahre nach Sibirien verbannt.

Valentina Epifanowna, die Tante meiner Mutter, so hieß es, war mit Wassilij Ostoslawskij verheiratet gewesen, einem Mann aus einer außerordentlich vermögenden russischen Adelsfamilie, die bekannt war für ihre Bildung, Welt-offenheit und Liberalität. Nach der Revolution, so las ich, starb dieser Mann an Hunger, zusammen mit den Millionen anderer, die während der großen Hungerkatastrophe in der Ukraine ihr Leben ließen. Valentinas Gymnasium brannte während des Bürgerkriegs ab, kurz darauf starb sie achtundvierzigjährig an der damals grassierenden Spanischen Grippe. Ihr Sohn Iwan Ostoslawskij wurde ein bedeutender Aerodynamiker, dessen Bücher Pflichtlektüre für die Studenten der Luft- und Raumfahrttechnik in der gesamten Sowjetunion waren. Ein Foto zeigte einen älteren Mann, der aussah wie ein Bernhardiner, mit derben Gesichtszügen und klugen, blitzenden Augen. Valentinas Tochter Irina Ostoslawskaja brachte es bis zur stellvertretenden Ministerin für öffentliche Bildung, wurde aber unter Stalin als Volksfeindin verhaftet und nach Sibirien verbannt.

Und noch etwas erfuhr ich. Mein Urgroßvater Epifan,

der aus der Tschernigowschtschina stammende Großgrundbesitzer, soll in Mariupol nach und nach dem Alkohol verfallen sein und sein ganzes Vermögen verloren haben. Irgendwann, so hieß es, sei er spurlos verschwunden und habe seine Frau, Anna von Ehrenstreit, mit ihren sechs Kindern allein und mittellos zurückgelassen. Ein Gerücht besagte, dass er auf einem seiner einstigen Frachtschiffe nach Indien geflohen war.

Mir war, als bräuchte ich einen zweiten Kopf, um all das zu fassen, in mich aufzunehmen, zu verstehen. Bisher hatte ich immer erlebt, dass die Wahrheit sich als Lüge herausstellte, nun, es war zum Lachen, hatten meine Kinderlügen sich in ihrem Kern als Wahrheit erwiesen.

Am meisten erschütterte mich die nie geahnte Fallhöhe meiner Mutter. Warum hatte sie nie von ihrer Herkunft gesprochen, sie nie auch nur mit einem einzigen Wort erwähnt? Warum hatte sie sogar ihre Verwandtschaft mit ihrer Tante Valentina geleugnet und sie eine Bekannte genannt? In meinen Augen war meine Mutter immer eine aus armseligen Verhältnissen stammende Frau aus dem Volk gewesen, ihre wahre Herkunft, die mir immer noch vorkam wie eine abstruse Erfindung, verlieh ihrem Schicksal eine ganz neue, mir unfassbare Dimension von Brutalität.

Mit tauben Fingern öffnete ich die zweite Anlage, die mit der E-Mail von «Azov's Greeks» eingegangen war. Auf meinem Monitor erschien die digitale Kopie eines verwitterten, bräunlich verfärbten Dokuments, auf der ich die stark verblichene russische Maschinenschrift erst nach mehrfacher Vergrößerung entziffern konnte. Ich las:

Der Staatsorden des Roten Sterns wird verliehen an
Iwaschtschenko, Sergej Jakowlewitsch, geboren 1915

in Mariupol, Parteimitglied, in der Roten Armee seit 1939, Sergeant, seit den ersten Kriegstagen an der Front, einberufen von Kiew aus, keine Verwundungen.

Als Solist des Gesangsensembles «Rotes Banner» hat der Genosse Iwaschtschenko sich um die klassische russische Musik verdient gemacht, indem er Soldaten und Offizieren an der Front Arien aus russischen Opern vortrug. Das «Indische Lied» aus der Oper «Sadko» von Rimskij-Korsakow und Galizkijs Arie aus der Oper «Fürst Konstantin» von Alexander Borodin wurden zu Lieblingsmelodien in den Einheiten und Truppenverbänden, vor denen der Genosse Iwaschtschenko auftrat. Er schreckte vor keinen Gefahren und Unbilden zurück, auch unter widrigsten Umständen setzte er seine Auftritte fort, zuweilen unter Lebensgefahr. Sein Vortrag blieb stets von höchster künstlerischer Qualität, wofür die Frontsoldaten ihn liebten und verehrten. Der Genosse zeichnet sich durch eine vorbildliche Arbeitsmoral und Disziplin aus, er ist der Partei Lenins und Stalins treu ergeben und dient selbstlos seiner sozialistischen Heimat. Er wurde bereits mit der Medaille für Verdienste um die Verteidigung von Stalingrad ausgezeichnet. Hiermit verleiht die sowjetische Regierung ihm den Staatsorden des Roten Sterns.

Leiter der Abteilung Presse, Propaganda und Agitation

Oberst B.F. Prokofjew

Mehrere Tage verbrachte ich in einer Art Schockstarre. Ich tat, was ich immer tat, ich saß draußen auf dem Balkon, ich

ging am See spazieren, ich kochte mir etwas zu essen, aber das war nicht ich, ich sah einer Fremden bei ihren Verrichtungen zu. Ich sah ihr dabei zu, wie sie stundenlang versunken an eine Wand starrte oder auf einmal in grundloses Gelächter ausbrach. Es ging so weit, dass ich in inneren, mir selbst nicht verständlichen Gesprächen mit unsichtbaren Personen plötzlich zu gestikulieren, heftig zu widersprechen oder zustimmend zu nicken begann. Ein Außenstehender hätte mich für eine Geistesgestörte gehalten.

Immer wieder las ich Konstantins E-Mail und die Anlagen, immer wieder musste ich mir selbst versichern, dass ich nicht träumte. Mit Verwunderung verweilten meine Augen auf dem Namen meiner Großmutter. So also hatte sie geheißen, die Mutter meiner Mutter: Matilda Iosifowna. Eine Matilda, deren Vater Iosif hieß. Es war ein weiblicher Vorname, den ich im Russischen noch nie gehört hatte. Konstantin hatte Zugang zu einem digitalisierten Kirchenregister von Mariupol und teilte mir mit, dass die Religionszugehörigkeit von Matilda Iosifowna mit römisch-katholisch angegeben war. In Verbindung mit dem Namen Matilda war das bereits ein deutlicher Hinweis auf die italienische Herkunft meiner Großmutter, zumal einiges dafür sprach, dass ihr von Iosif abgeleiteter Vatersname die russifizierte Form von Giuseppe war. Aber diese Dinge fanden in meinem Bewusstsein noch keinen Platz, zu viel auf einmal stürmte auf mich ein.

Mir kam es vor, als hätte ich mit dem Namen der Mutter meiner Mutter sie selbst gefunden. Matilda Iosifowna, die Frau, um die meine Mutter so viele Tränen geweint hatte, die sich auf die weite Reise zu ihrer verbannten Tochter Lidia gemacht hatte und nicht wiedergekommen war. Es schien, als hätte mein Fund jenen Teil des Unglücks meiner Mutter

rückgängig gemacht, der im Schmerz um ihre verschollene Mutter bestanden und dazu beigetragen hatte, dass sie nicht mehr leben konnte. Immer wieder stellte ich mir vor, zu meiner Mutter zu laufen und ihr die Botschaft zu überbringen: Matilda Iosifowna, deine Mutter, ich habe sie wiedergefunden, Matilda, erkennst du sie wieder? Ich habe sie wirklich gefunden, hier ist sie, schau ...

Die Magie der Namen. Auch die Geschwister meiner Mutter waren plötzlich leibhaftige Menschen geworden. Lidia und Sergej. Ich fand es ganz selbstverständlich, dass sie nur so und nicht anders geheißen haben konnten, es wunderte mich, dass ich nicht von selbst darauf gekommen war. Lidia und Sergej, zwei Namen, die wie eine natürliche Ergänzung des Namens meiner Mutter klangen. Meine Tante Lidia und mein Onkel Sergej. Immer wieder las ich Sergejs Ehrenurkunde, das Beweisstück seiner Auszeichnung mit dem Staatsorden des Roten Sterns, suchte darin nach Anhaltspunkten für sein Leben, die auch Anhaltspunkte für das Leben meiner Mutter gewesen wären.

Jedes Mal, wenn ich mir meinen Phantasieonkel vorgestellt hatte, den Opernsänger, hatte ich einen Tenor gehört, der so strahlende Arien wie «Lunge da lei» oder «Care selve» sang, aber die in der Urkunde genannten Partien verrieten, dass er eine Bassstimme gehabt hatte. Sofort erschien vor meinem inneren Auge ein ganz anderer Mann, einer mit einer wuchtigen, bauchigen Statur, mit einer voluminösen, dunklen Sprechstimme. Ein Frontsänger, ein Parteimitglied, Solist in einem Gesangsensemble namens «Rotes Banner». Die Urkunde nahm meinem Onkel den Glanz, den ein Opernsänger für mich hatte. Mehr als für seine gesanglichen Leistungen hatte man ihm den Staatsorden offenbar für seine Linientreue, für seine Vorbildlichkeit als Sowjet-